Nummer 132 Sonnabend, 9. Juni 1923

Berliner Familien-Zeitung

Ein Lebensenttäuschter

Das Leiden im Stillen

Von Selma Fischer

„Glauben Sie es mir," sagte er mit überzeugender Stimme, es hat im Leben immer eine Ursache gehabt, wenn jemand seine Ideale aufgegeben, die letzte Illusion zerstört hat. Man sollte einem Unglücklichen, der in Stumpfsinn dahingeht oder gar in diesem Stumpfsinn ungeheuerliche Taten tut, niemals sein Mitleid verweigern. Wie leicht und angenehm ist es, gut zu sein, wenn man in geordneten Verhältnissen lebt, niemals eine Enttäuschung erfuhr und absolut glatt und sicher in die Zukunft schauen kann. Aber wenn das versagt ist — —"

Er zuckte die Achseln, rührt nervös in seinem Kaffee und trinkt ihn mit einem Zuge aus. Mustert die umsitzenden Menschen mit glanzlosen Blicken, nickt vor sich hin, murmelt Worte, die weder mir noch ihm gelten, von denen er ganz einfach nichts weiß.

„Sie sind noch so jung," begann ich das Gespräch von neuem. „Ein Mann Ihrer Jahre darf nicht ohne Hoffnung, nicht ohne Ideal sein. Was hätte das Leben sonst für einen Wert?"

„Das Leben hat keinen Wert. Das zu erkennen ist die einzige Vernunft des Daseins. Aber nur wenigen will sie kommen, weil es nur wenige gibt, die vollkommen mit allem abgeschlossen und gelernt haben, wie gering, ja überflüssig unser Tun und Sorgen ist. Jeder hängt an einem Stückchen Unnützigkeit, jeder glaubt, nötig für die bestehenden und kommenden Dinge zu sein. Und im Grunde genommen läuft einer den anderen um, weil jeder auf der Welt zuviel ist."

„Das ist eine bittere Theorie, die Sie nicht im Glück gelernt haben werden. Irgend etwas muß Sie schwer getroffen haben."

Nun lächelt er und sieht mich an. Er hat gar nicht den Blick eines jungen Menschen, sondern den eines alternden Mannes, der lange gewandert und nun müde geworden ist.

„Weisheiten lernt man nie im Glück," meint er mit belehrender Stimme. „Glück macht gedankenlos, wenn nicht dumm."

Wir schweigen ein Weilchen, jeder mit sich beschäftigt. Macht Glück dumm? Ich weiß es nicht. Es hat Menschen gegeben, die Großes geschaffen und im Glück geschaffen haben. Oder betrachten wir Fernstehenden das nur so?

Der junge Mann beginnt wieder zu reden. Er hat eine nervöse Art, die Stirn in Falten zu legen, das schöne, linienreine Gesicht zu verändern.

„Fragen Sie nicht nach meiner Herkunft, bitte. Was hätte sie mit mir selbst zu tun? An dem Tage, wo ich denken lernte, war ich losgelöst von Haus und Familie, ein vollkommen selbstisches Wesen, aber nicht ohne Hoffnung, einmal Freundschaft und Güte zu finden. Ich gebe zu, daß ich ein wenig genialisch, das heißt nicht allzu arbeitswütig war. Es mag Sie entsetzen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich mit einer Geige von Hof zu Hof gezogen bin, um hiermit mein Brot zu verdienen. Die gute Gesellschaft verachtet ein solches Metier. Warum tut sie das? Sie sollte jedem seine Individualität lassen. Wer nicht weiß, welche himmlische Sorglosigkeit im Beruf eines fahrenden Musikanten liegt, sollte nicht darüber urteilen. Ich machte meine Musik nur für mich allein und dabei blieb es gleich, ob ich auf einem Hofe oder in einem Konzertsaal spielte. So ging es ein Weilchen, wenn auch arm, doch regelrecht weiter. Bis die Zeiten schlechter und die Leute geiziger wurden. Da gab es oft Hunger bis zu Schmerzen und ich war nahe daran, mir nun einen ernsten, somit spießbürgerlichen Beruf zu suchen. Aber durch Zufall traf ich in einer Kneipe einen Genossen, einen alten, lebhaften Menschen, der wie ich auf die Höfe ging und Ziehharmonika spielte. „Tun wir uns zusammen," sagte er, „zwei schlagen sich leichter durch als einer. Deine Priorität werde ich dir nicht nehmen. Die Ziehharmonika ordnet sich natürlich der Geige unter." Wir blieben also beieinander, und es ging mäßig weiter, zwar arm an Leckerbissen aber auch arm an Langeweile. Ich war sehr glücklich im Berufe der Freundschaft dieses alten und hochintelligenten Mannes. Er war aus erklärlichem Hause, Baumeister von Beruf und selten fein gebildet. Da er in leichtsinniger Zeit einmal Wechsel gefälscht und so auf die unordentliche Bahn gekommen war, hatte er sich für die Ziehharmonika entschlossen. Ja, gnädige Frau, die göttliche Musik ist noch immer ein Anker im Sturm."

Das sagte er mit ironisch geschürzten Lippen, aber in seinen Augen stand eine Träne, die ihre helle, blasse Farbe seltsam verdunkelte.

„Es ging also alles seinen gleichmäßigen Gang," fuhr er fort, „bis der Alte plötzlich Mitglied einer Partei wurde. Irgendeiner politischen Partei, deren Standpunkt ich bis heute nicht begriffen habe. Er war ein ausgezeichneter Redner, ein ruhiger, heller Kopf und wußte sich bald Ansehen zu verschaffen. Mich beeinflußte er insofern, daß ich Schreiberdienste zu leisten und verantwortlich zu zeichnen hatte. „Ich möchte auch einmal Sekt trinken und Austern essen," bemerkte er häufig. „Dabei ist mir der politische Krempel ganz egal. Ob so oder so. Aber glaube mir, bei diesen Affen werden wir reich und unabhängig werden. Ich verspreche dir, daß du in zwei Monaten mit mir Auto fahren sollst". Es kam auch so, wie er prophezeite. Er kaufte sich neue Garderobe, feine Schuhe, helle Hüte; alle Allüren des ehemaligen Baumeisters kamen neu und verstärkt hervor. Nur sein Betragen gegen mich änderte sich. Er kehrte den Ueberlegenen, wenn nicht Vorgesetzten heraus, sein Ton wurde verletzend, und wenn ich ihn um Informationen, um genaue Aufklärung über die Partei bat, bekam er eine ungeduldige Laune. Tue alles, was ich sage. Das übrige geht dich nichts an." Ja, ich tat alles was er sagte, eben so lange, bis eines Tages die Polizei hinter uns war, uns einen Besuch abstattete und unser Aktenmaterial prüfte. „Ich weiß von nichts", erklärte der Alte mit eleganter Gebärde. „Gelegentlich hielt ich diese oder jene Rede in der Partei, im übrigen hatte mein junger Kollege vollkommenes Verfügungsrecht, setzte die Artikel und sonstige schriftlichen Artikel auf, organisierte, kurz war Leiter des Ganzen." „. . . Das ist unrichtig", fiel ich ein, „ich folgte immer nur deinen Anweisungen." „Und wer unterzeichnete"? erkundigte sich einer der Beamten. Ich schwieg und wandte mich ab. Mit einem Schlage durchschaute ich des Alten Spiel. Er hatte meine absolute Unerfahrenheit, meine grenzenlose Indolenz gegenüber politischen Dingen ausgenützt, um „auch einmal Sekt trinken und Austern essen zu können", im übrigen aber schadlos zu bleiben. Es war mir ekelhaft, auch nur noch ein Wort zu verlieren. Was hatte ich ihm sagen sollen? An die Tage erinnern, wo wir von Hof zu Hof gezogen waren und auf der Geige und der Ziehharmonika Beethovens Geist beschwörten? Einen anderen hätte das rühren können, diesen alten, lebenshungrigen Heuchler aber nicht. So hab' ich mich ruhig verhalten und ruhig verurteilen lassen. Ich habe drei Monate freie Kost und freies Logis gehabt, und kann nicht einmal sagen, daß es unbehaglich war."

Er verstummt. Sieht auf seine Hände, um mich nicht ansehen zu müssen. Sein Gesicht ist brennend rot geworden, seine Augenlider zitterten und malen Schatten auf die eingesunkenen Wangen. Es ist schade um seine Jugend, um seine Schönheit und Intelligenz, aber am meisten schade um den verlorenen seligen Leichtsinn, um den Glauben an Freundschaft und Güte.

„Was werden Sie nun machen," erkundige ich mich schonend, „denken Sie auch an Ihre Geige."

Ein leichter Ruck geht durch seinen Körper, fast wie ein Erschrecken.

„Meine Geige? Ich weiß nicht einmal, wo sie geblieben ist. Nein, ich werde nicht mehr auf ihr spielen, nicht mehr von Hof zu Hof ziehen und lustigen Wanderursinn treiben. Ich werde — —"

Steht auf und streicht den grauen, altmodischen Rock glatt, den ihm ein Mitleidiger geschenkt haben mag, wie das Geld für den Kaffee, den er so heißhungrig hinuntergegossen hat. Macht eine Verbeugung und geht hinaus. Wohin? Auf die Straße. Auf die harte, grausame Straße, wo an allen Ecken Verführung und Untergang lauert. Wie sagte er? „Ich werde — —"

Er wird verkommen und niemand fragt danach. Niemand ist in Sorge um ihn. Wir sind so viele, was tut's da um einen einzelnen!

Tropengewässer

Von Hans Faber

Die Eigenschaft der Durchsichtigkeit oder Diaphanie ist beim Seewasser sehr viel bedeutender als beim süßen Wasser. Zugleich mit den Lichtstrahlen dringen nach Mellonis Angaben aber auch die Wärmestrahlen ins Meerwasser tiefer ein als in süßes Wasser, und beides macht das Meer in größerer Tiefe für organische Wesen bewohnbar. Aber das Seewasser ist auch, wie Wilkes nachwies, um so durchsichtiger, je wärmer es ist, und daraus erklärt sich die große Durchsichtigkeit der Tropengewässer, die schon Columbus bei den Antillen auffiel, die in geringerem Maße auch bereits dem Mittelmeer eigen ist, so daß die Schiffer im Boote geradezu über den submarinen Landschaften in der Luft zu schweben glauben, und daß sie oft nach einem Seetier, um es zu greifen, die Hand ins Meer tauchen, während das Tier in Wirklichkeit in einer Tiefe von 10 Fuß und mehr dahinschwimmt. Das Licht dringt fast 700 Fuß ins Meer hinein. An der Küste von Nowaja Semlja konnte Kapitän Wood noch bei einer Tiefe von 480 Fuß die weißen Muscheln auf dem Boden erkennen. Natürlich gehört dazu augenblickliche große Reinheit und Ruhe des Wassers, aber daß man besonders in den wärmeren Meeren bei 150 bis 180 Fuß noch deutlich alle den Boden bedeckenden Gegenstände, die zartesten Seepflanzen, die zierlichsten Korallen, erkennt, ist feststehend. In den sogenannten Salines am Adriatischen Meer und an den französischen Küsten, wo man in großen Becken das Seewasser einläßt, um es verdunsten zu lassen und als Rückstand das Seesalz zu gewinnen, wird das Wasser beim Verdunsten immer blauer, je salzhaltiger es wird, und erhält, wenn es dem Kristallisieren nahe ist, einen rötlichen Ton. Die Salzbereiter beurteilen schon nach der Farbe den Gehalt ihrer Soole. Das Wasser des Golfstroms ist bis zu den Küsten von Karolina hinauf tief indigoblau und unterscheidet sich dadurch scharf von dem grünlichblauen Wasser des Atlantik, aber der Golfstrom hat auch bedeutend salzreicheres Wasser als der Ozean. Dasselbe gilt für den japanischen Küstenstrom, den die Japaner wegen seiner dunkelblauen Farbe Kuro-Siwo, den „schwarzen Strom" nennen, wie die salzreichen, tiefblauen Meere des Indischen Ozeans von den Schiffern auch als die „schwarzen Wasser" bezeichnet werden. Das salzreichste Wasser, das des Roten Meeres, hat einen rötlichen Schein, daher es seinen Namen wohl mehr seinem Salzgehalt als den Infusorien (wie Ehrenberg meint) zu verdanken hat. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die tropischen Meere ein tieferes und reineres Blau haben als die polaren.

Der Schatten

Ein Detektivroman von E. von Kraatz

[16. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Als Eickert die Treppe hinunterging, begegnete er Marianne, die gerade aus der Kinderstube herauskam. Sie war blaß wie ein Gespenst und sagte mit einem wehmütigen Lächeln: „Denken Sie nur, Herr Eickert, es kommt mir ganz so vor, als ob man mich in Verdacht hätte, meine arme Schwägerin ermordet zu haben."

Der Detektiv machte eine ungeduldige Kopfbewegung.

„Sie teilen dies Schicksal mit Ihrem unglücklichen Bruder, meine verehrte, gnädige Frau", erwiderte er mißmutig. „Daß ich diese Auffassung des Kommissars nicht teile, brauche ich wohl nicht zu versichern. Hoffen wir, daß meine Nachforschungen bald Licht in dieses fatale Dunkel bringen mögen. Es ist hart für Sie, bei allem Schmerz auch noch solche Erfahrungen machen zu müssen. Ich habe aber das Vertrauen, daß Sie stark sein werden, um Ihrem Herrn Bruder eine Stütze zu sein."

Sie nickte nur stumm und begab sich nach oben.

Eickert verließ rasch das Haus und ging nach der Straßenbahn in die Stadt. Nachdem er dort allerlei besorgt hatte, sprach er noch im Polizeiamt vor, um sich bei Westfal nach dem Erfolg seiner Bemühungen zu erkundigen, wobei es nicht ohne einen ziemlich lebhaften Wortwechsel abging.

Schließlich suchte er Lobra an seinem Mittagstisch auf und teilte ihm mit, daß er auf einige Tage verreisen müßte, um sich Auskunft über ein paar Fragen zu verschaffen, die sich ihm im Zusammenhang mit dem Fall Gronwald aufgedrängt hätten.

„Uebermorgen soll die unglückliche Frau ja beerdigt werden", fügte er hinzu. „Falls ich dazu nicht zurück sein sollte, mußt du mir den Gefallen tun, ein scharfes Auge auf alle Leute zu haben, die sich dabei einfinden, ohne zum Gronwald'schen Bekanntenkreis zu gehören. Ich meine Unberufene und Neugierige, die sich bei solchen Gelegenheiten stets sehr zahlreich einzufinden pflegen. Wenn dir unter ihnen jemand auffällt, der besondere Anzeichen von Schmerz oder Erregung an den Tag legt, so sieh in dir genau an, oder noch besser — versuche ihm zu folgen, um festzustellen, wo er abbleibt."

Lobra machte ein erstauntes Gesicht.

„Versuchen will ich es", sagte er, „aber ich fürchte, es wird sich nicht machen lassen. Ich muß mich doch in Gronwalds Nähe halten — bin einer seiner ältesten Freunde —"

„Nun, ich verlange natürlich nichts Unmögliches von dir und hoffe überdies bestimmt, zu dem Tag zurück zu sein", versetzte Eickert. „Meine Reise kann ich aber nicht aufschieben, denn ich sehe mich durch gewisse Gründe gezwungen, mit Volldampf voraus zu arbeiten."

„Was sind das für Gründe?" wollte Lobra wissen.

„Das erzähl' ich dir ein andermal, lieber Freund!" rief Eickert ihm zu, indem er von dannen eilte und innerlich hinzusetzte: „Du wirst sie, fürcht' ich, früher erfahren, als dir lieb sein wird."

Dreizehntes Kapitel.

Marianne fühlte sich noch unglücklicher und sorgenvoller, seit Eickert fort war. Seine Nähe hatte ihr ein Gefühl der Sicherheit verliehen, das sie jetzt schmerzlich entbehrte. Solange sie mit ihm darüber sprechen konnte, daß man sie und Klemens im Verdacht eines grauenvollen Mordes hatte, konnte sie den Gedanken als absurd beiseiteschieben, aber jetzt kam sie sich hilflos und verlassen vor.

Zum Begräbnis erschien er wieder, fand aber nur Zeit, ihr und ihrem Bruder warm die Hand zu drücken und zu sagen, daß er seine Aufgabe etwas hoffnungsvoller ansähe, sich aber leider genötigt sähe, noch eine Reise zu unternehmen.

„Kommen Sie recht bald wieder!" flehte Marianne mit nassen Augen. „Mich verläßt der Mut, wenn Sie nicht da sind."

„Sie machen mich stolz, gnädigste Frau", erwiderte er. „Seien Sie versichert, daß ich unermüdlich in dieser Sache tätig bin, auch wenn Sie nichts von mir sehen und hören, und verzagen Sie nicht!"

Lobra war einsilbig und gedrückt.

„Hast du irgendeine Beobachtung gemacht?" fragte er, als er mit Eickert in die Stadt zurückfuhr.

Sie standen auf dem Hinterperron der Straßenbahn, und als der Detektiv nicht gleich antwortete, blickte Lobra ihn verwundert an. Aber im selben Augenblick drückte Eickert ihm mit einem hastigen: „Verzeih, und auf Wiedersehen!" die Hand und sprang an einer Kurve vom Wagen ab. Lobra sah ihn noch in einem kleinen Zigarrenladen verschwinden und zuckte verständnislos die Achseln. Warum der verwöhnte Eickert sich gerade hier mit Zigarren versehen wollte, schien ihm unbegreiflich.

Doch er hatte Kopf und Herz so voll Not und Sorge, daß er nicht lange darüber nachdachte. Am Tage zuvor hatte Klemens ihm anvertraut, daß der Kommissar ihn des Mordes verdächtigt hatte, und seitdem hatte er keine ruhige Minute mehr. Es kam ihm so unfaßlich vor, daß er keinen Finger rühren konnte, um seinem unseligen Freund zu helfen, und dabei war der Gedanke an Marianne eine beständige Qual für ihn. Er traf sie zuweilen in der Villa, und dann wechselten sie der Form wegen einen flüchtigen Händedruck und gingen kalt und scheinbar teilnahmslos aneinander vorüber. Lobra bereute seine Heftigkeit von neulich aufs bitterste. Wie gern hätte er sich ihr zu Füßen geworfen und sie angefleht, ihm zu verzeihen, jene unselige Stunde aus ihrer Erinnerung zu streichen und ihm zu erlauben, wieder auf demselben freundschaftlichen Fuß wie zuvor mit ihr zu verkehren. Aber sie gab ihm keine Gelegenheit dazu. Wie konnte er ahnen, daß sie ihm nur deshalb aus dem Wege ging, weil ihr Herz sich vor Reue und Sehnsucht nach ihm verzehrte. Wenn ihr Blick dem seinen auswich und sie bald unter einem nichtigen Vorwand das Zimmer verließ, so oft er Klemens besuchte, dann sagte er zu sich selbst: „Das hast du deiner Ungeredtigkeit und Hitzköpfigkeit zu verdanken. Hättest du mehr Selbstbeherrschung besessen, so könntest du ihr jetzt doch wenigstens als treuer Freund zur Seite stehen. Aber das hast du dir verscherzt.

So gingen die beiden denn scheu und fremd umeinander herum, und Klemens, der unter normalen Verhältnissen vielleicht vermittelnd eingegriffen hätte, war so versteinert und zerschlagen, daß er nicht einmal merkte, wie steif sie miteinander verkehrten.

Marianne bemühte sich umsonst, den Bruder zu trösten und aufzurichten. Er hatte sich in den Gedanken verrannt, daß es ganz berechtigt sei, wenn man ihn als Ninas Mörder ansähe.

„Ich habe sie zuweilen gehaßt", sagte er immer wieder. „Es hat Augenblicke gegeben, wo ich imstande gewesen wäre, mich an dem armen kleinen Ding zu vergreifen. Meine Hände sind rein von Blut, aber mein Herz ist nicht frei von Schuld. Ich habe mir oft gewünscht, von ihr befreit zu sein, und nun sich mein gewissenloser Wunsch erfüllt hat, kommt ich mir selbst vor wie ein Mörder."

Das ließ er sich nicht ausreden, und es war eigentlich kein Wunder, wenn Kommissar Westfal immer mehr in der Annahme bestärkt wurde, daß er die Tat wirklich in einem — nicht einmal ganz unbegreiflichen Anfall von Zorn begangen habe.

„Wenn es nicht so wäre, würde er seine Unschuld doch lebhafter beteuern", sagte er zu Eickert, als dieser seine entgegengesetzte Ansicht vertrat. „Ich habe ihm meine Auffassung offen ins Gesicht geschleudert, und da senkte er nur stumm den Kopf, ohne ein Wort zu seiner Verteidigung zu finden." — — —

Die Untersuchungen nahmen ihren Fortgang. Sowohl Klemens und Marianne wie auch Leutnant Ellrich wurden mehrfach vernommen und erhielten die polizeiliche Weisung, die Stadt nicht zu verlassen, sondern sich dauernd zur Verfügung der Behörde zu halten.

Das Publikum interessierte sich lebhaft für den merkwürdigen Fall, und die Zeitungen konnten zu ihrem Leidwesen nur immer wieder melden, daß die Nachforschungen der Polizei noch keine greifbaren Beweise ergeben hätten.

Da brachte eines Tages ein sozialistisches Blatt in seinem Feuilletonteil einen aufsehenerregenden Artikel. Wie gewöhnlich sagte es seine Meinung nicht rund heraus, sondern erging sich in Andeutungen, die diesmal in der Form eines Märchens mit der Ueberschrift „Der kluge Kadi" gefaßt waren. Das Märchen hatte nachstehenden Wortlaut:

„Es war einmal ein Kadi, der es mit seinen Freunden gut meinte. Diese konnten stets darauf rechnen, von ihm beschützt und bevorzugt zu werden und brauchten sich keine Sorge zu machen, auch wenn sie einmal in eine schwierige Lage gerieten.

Nun wurde eines Tages eine schöne, junge Frau ermordet aufgefunden, und jeder wußte, daß ihr Mann zornig und eifersüchtig auf sie gewesen war und ihr oft gedroht hatte, sie zu töten. Auch seine Schwester teilte seinen Haß gegen die junge Frau und überschüttete sie mit Spottworten und Drohungen. Deshalb war es nicht zu verwundern, daß alle Leute sagten: „Jetzt hat der Mann oder seine Schwester die Arme wirklich umgebracht."

Aber der Kadi wußte es besser. Er zog die Verhandlungen in die Länge und sagte: „Ich bin ein weiser Kadi. Ich weiß, daß ihr alle auf dem Holzwege seid. Wie sollten wohl so angesehene und wohlhabende Leute eine solche Tat begehen! Wartet nur ein wenig! Meine Häscher suchen schon unter den Kulis und armen Leute herum. Da wird der Mörder zu finden sein. Habt nur Geduld! Es müßte doch mit dem Kuckuck zugehen, wenn wir nicht unter all dem Gesindel einen Schuldigen auftreiben!"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Vetter; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: i. V.: Julius Michaels; für den Inseratenteil: Paul Gräß; sämtlich in Berlin. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.